Das Heiratsjahr.

Roman von Fedor von Zobeltitz.

(18. Fortsetzung.)

Freese war sehr glücklich. Er hatte endlich gefunden, was er so lange gesucht hatte. Obwohl er sich auch außer den Lehrstunden viel mit den Zwillingen zu beschäftigen und die Aufsicht über sie zu führen hatte, hatte er doch noch Zeit genug übrig, mit Eifer seine Studien fortzusetzen. Er behielt das sogenannte „kleine Handtuch" als Zimmer; daneben wurden die Jungen einquartiert, so daß Freese sie ständig unter seiner Obhut hatte. Die Indianertänze morgens und abends und mancher andre Unfug hörten auf. Allerdings erst im Lauf der Zeit; anfänglich hatte der Kandidat es nicht leicht, den schäumenden Uebermut der Jungen zu bändigen.

Als Bernd ihm einmal vor dem Schlafengehen einen Hirschkäfer in das Bett gesetzt hatte, wurde Freese so zornig, daß er dem Schuldigen eine Ohrfeige gab. Sie knallte, tat aber nicht weh. Und Bernd weinte auch nicht: er wurde nur dunkelrot. Von diesem Augenblick ab hatte er Respekt vor seinem Lehrer. Hätte er sich bei seinem Vater über die ihm widerfahrene Züchtigung beklagt, so würde dieser wahrscheinlich gesagt haben: „Siehst du, mein Junge — das ist dir gesund! Der Hirschkäfer wird Herrn Freese irgendwo gekniffen haben; dafür hat er dir eine versetzt. Es rächt sich alles auf Erden!" — Vielleicht hätte ihn die Mutter in Schutz genommen, aber sich ihr anzuvertrauen, schämte er sich. So schwieg er lieber. Nur zu Dieter äußerte er gelegentlich: „Du, hör' 'mal, Dieter, der Freese ist nicht wie der Kleinechen. Er hat so harte Finger . . ."

Das Erste, was Freese tat, als er die Gewißheit hatte, in Hohen-Kraatz zu bleiben, war, sich von Frau Möhring seine Bücher schicken zu lassen. Zu gleicher Zeit sandte er auch die Papiere Reinbolds, die Tübingen ihm übergeben hatte, an seinen neuen Freund zurück. — —

Es war wieder einmal Morgen in Hohen-Kraatz. Riedecke hatte das Gong geschlagen, und die Familie fand sich allmählich am Frühstückstische zusammen. Zuerst der Baron mit rotgescheuertem Gesicht und noch vereinzelten Wassertropfen im Haar, und dann seine Gattin, die trotz der frühen Morgenstunde bereits sehr sorgfältig gekleidet war und auf dem ergrauenden Haupt ein violettfarbenes Mützchen trug.

„Morgen, Alte," sagte Tübingen, nahm ihren Kopf in beide Hände und küßte ihre Stirn. „Ausgeschlafen?"

„Ich danke, Eberhard. Es ging ja, Gott ei Dank. Meine Nerven scheinen sich bessern zu wollen. Aber warum denn immer Alte? Du weißt, daß ich derartige Apostrophen nicht leiden kann."

„Ach so — na, verzeih' man! Ich ahne schon, was du noch sagen willst: die Beispiele der Väter sind eine Richtschnur für die Kinder. Aber der alte Adam läßt sich nicht so leicht zwingen. Uebrigens pflegt selbst Bismarck seine Frau zuweilen Mutting und Alte zu nennen."

„Das kann sich Bismarck erlauben, weil er erwachsene Kinder hat. Wenn die kleinen Rantzaus bei ihm sind, wird er auch vorsichtiger sein. Ich bin keine Gegnerin von Zärtlichkeitsausdrücken, aber sie dürfen nicht den Respekt verletzen. Und Bernd und Dieter schlagen leicht über die Stränge."

„Der Freese legt ihnen einen Kappzaum an. Ich bin recht zufrieden mit dem Manne. Hat bei aller Freundlichkeit ein energisches Auftreten. Kleinechen war ein Waschlappen."

„Waschlappen klingt auch nicht hübsch, Eberhard. Aber es ist richtig, was du von Freese sagst. Er ist auch ein manierlicher Mensch. Er steckt die Kartoffeln auf die Gabel, wenn er sie schält. Kleinechen nahm sie in die Finger. Was sagst du denn zu Doktor Haarhaus?"

„Was soll ich zu ihm sagen! Es scheint ihm bei uns zu gefallen, sonst hätte er sich nicht seine sämtlichen Koffer aus Schnittlage nachkommen lassen. Max meint, er würde wohl ein paar Wochen bleiben. Mir soll es recht sein!"

„Er will hier sein Buch über Afrika beenden. In Schnittlage stört ihn der alte Kielmann —"

„Mit seinen Punschbowlen! Glaub's schon!"

„So natürlich scheint mir das nicht. Wer sich nicht verführen lassen will, dem gelingt es auch. Aber die Männer sind alle schwach."

„Liebe Eleonore, ich erinnere dich nur an deine Stammutter Eva und die Geschichte mit dem Apfel —"

„Das ist schon etwas lange her. Sei's wie es sei. Ich verzichte auf geschichtliche Deduktionen. Ist der nicht aufgefallen, daß Haarhaus außerordentlich liebenswürdig zu Benedikte ist?"

Tübingen setzte seine Tasse aus der Hand.

„Nein," sagte er, „nicht liebenswürdiger, als man als Mensch von Welt jungen Damen gegenüber zu sein pflegt, zumal wenn sie niedlich sind."

„Ich glaube, ich sehe schärfer. Als Haarhaus uns gestern abend seinen Marsch durch die Wüste — ich weiß nicht mehr, wie sie heißt — erzählte, hing Dikte förmlich an seinen Lippen. So etwas gefällt ihr. Sie hat für das Romantische immer etwas übrig gehabt."

„Ich meine, eher für das Reale. Im übrigen: Haarhaus ist eine Berühmtheit und sitzt in guter Assiette; Schnittlage erbt er auch einmal — zwölfhundert Morgen unterm Pfluge und dreiviertel davon Rübenboden."

Das Gesicht der Baronin rötete sich ein wenig.

„Was kümmert mich denn seine Berühmtheit und seine gute Assiette," erwiderte sie scharf. „Wenn einer Haarhaus heißt, soll er sich nicht um eine Baronesse Tübingen bemühen. Haarhaus ist doch nur eine Verdeutschung für Perücke."

Tübingen lachte. „Na ja — das mag sein! Es ist sein Fehler, daß er nicht ein Marquis de Perruquet ist; dann hättest du vielleicht nichts gegen ihn. Indessen — sind wir nicht auch mit den Schweinechens verwandt? Und die Riedesel und edlen Gänse zu Putlitz und Pfördtner von der Hölle — sind denn das gar so schöne Namen?"

„Jedenfalls altehrwürdige. Aber Haarhaus sagt gar nichts."

„Wenn es mit seiner Berühmtheit so weiter geht, wird er in Kohl auch einmal geadelt werden. Freiherr von Haarhaus - Schnittlage klingt schon besser. Dikte hat ein ziemlich kühles Temperament. Der kühne Afrikaner interessiert sie, aber tut ihrem Herzen nichts. Vielleicht paßt ihr auch sein Name ebensowenig wie dir."

„Da irrst du. Dikte schlägt leider nach dir. Name ist Schall und Rauch für sie, wie bei Schiller."

„Ich glaube, bei Goethe."

„Ist mir auch recht. Sie hat deine liberalisierenden Neigungen geerbt. Da ist Max ein andrer.

„Bei Gelegenheit seiner Affaire mit der Warnow hat er das nicht bewiesen. Und nun beruhige dich! Haarhaus wär' auch nicht mein Fall. Alle Hochachtung vor ihm und seiner Tatkraft — aber er spielt sich zu sehr auf den Heros, auf den Uebermenschen auf. Und für diese moderne Spezialität bin ich nicht."

Graf Teupen trat ein, küßte seiner Tochter die Hand und begrüßte Tübingen.

„Bon jour, Eberhard! Ihr sprecht von Max?"

„Im Augenblick von Africanus secundus, oder man sagt wohl besser primus."

„Von Haarhaus? Ah — das ist ein Mann, Kinder! Etwas Honig, wenn ich dich bitten darf, Eleonore! . . . Das ist ein Mann! War doch wirklich eine genußreiche Stunde, als er uns da gestern abend von seinen Abenteuern unter den Bagellas und Mawtitis erzählte! Wie er sich gegen die Leibgarde des Häuptlings verteidigen mußte — was?! Nein, danke, ich nehme heute kein Ei, Eleonore; ich habe nicht so recht geschlafen. Er versteht ungemein anschaulich zu schildern — meint ihr nicht auch?"

„Jedenfalls besser als Max," entgegnete Tübingen. „Weiß der Geier — der ist wie auf den Mund gefallen!"

„Und hat doch die ganze Haarhaussche Expedition mitgemacht," setzte die Baronin hinzu.

„Doch nicht; nur einen Teil, liebes Kind," sagte Teupen. „Er trennte sich ja doch bei Walihadarib von Haarhaus und marschierte durch das Tal von Achu-el-banab direkt nach den Bergen der Welkilborno."

„Wie du diese Namen alle behalten kannst!"

„Gott, Eberhard, das Interesse zur Sache! Ich studiere jetzt die Bagirisprachen; das macht mir viel Spaß. Aber in der Tat: Max gibt sich wenig aus. Ich hätte vermutet, daß die südliche Welt einen tieferen Eindruck auf ihn machen würde."

„Seine Pankherfelle und der Kriegerschmuck und die arabischen Gewebe und das ganze übrige Zeugs, von dem er uns schrieb, läßt auch ziemlich lange auf sich warten," murrte Tübingen.

„Nicht ungerecht sein, Eberhard," warf die Baronin ein; „Max hat uns doch erzählt, welche Scherereien man ihm auf dem Zollamt in Marseille gemacht hat. Die Sachen werden wieder liegen geblieben sein."

„Ich mache mir auch den Teufel was draus, Eleonore — aber ich weiß nicht recht: der Max hat da unten das Lügen gelernt. Es kommt mir manches verdächtig vor. Die Afrikareisenden schnurren alle — das ist wirklich ein wahres Wort!"

„Das aber auf Haarhaus par exemple keine Anwendung findet," warf Teupen ein.

Tübingen ereiferte sich. „Dem glaub' ich auch nicht alles und jedes! Na, hör' 'mal, Papa — was er uns da gestern von dem Brüderschafttrinken mit dem Könige von Assamura, oder wie das Dings hieß, erzählt hat — wie sie sich erst Blut abgezapft und dann in den Becher gespuckt haben, pfui Deibel noch eins — hältst du denn das für möglich?! Und wie er den König begrüßt hat — mit der Nase, und was das alles gewesen ist! Das klingt doch sehr unwahrscheinlich!"

„Aber, liebster Eberhard, das sind ja doch alles geheiligte Gebräuche! Wenn wir Brüderschaft trinken, schlingen wir die Arme umeinander und küssen uns schließlich; den Afrikanern würde das ebenso verrückt vorkommen wie uns ihre seltsamen Sitten. Jedes Tierchen hat sein Pläsierchen."

„Ein Pläsier denke ich mir's nun gerade nicht, mit dem Könige von Assamura Brüderschaft trinken zu müssen. Es hat jedenfalls seine unappetitliche Seite. Uebrigens: wie lange will Max denn noch bei uns bleiben? Ich freue mich ja von Herzen, ihn hier zu haben — aber schließlich: 'mal muß er doch wieder in den Staatsdienst zurückkehren!"

„Sein Urlaub läuft erst Mitte November ab," bemerkte die Baronin. „Es ist schon besser, er erholt sich von seiner anstrengenden und strapaziösen Expedition bei uns auf dem Lande als in Berlin."

„Ich finde, die Strapazen sind ihm recht gut bekommen. Er sieht frisch und gesund aus."

„Seien wir froh, Kinderchen," fiel Teupen ein, „daß er seine thörichte Liebesgeschichte glücklich überwunden hat. Das war ja doch die Hauptsache. Deshalb schickten wir ihn runter nach Afrika! Ein bißchen stiller ist er ja geworden — aber das wird sich auch noch geben. Quälen wir ihn nicht und lassen wir ihn in Ruhe! Er muß sich sozusagen erst wieder lokalisieren . . ."

Die Ankunft der jungen Mädchen brach die Unterhaltung ab. Gleich darauf hörte man ein gewaltiges Poltern auf der Flurtreppe. Das waren die Jungen, die wie eine Windsbraut aus dem oberen Stock herabstürmten, der Mutter die Hand und dem Vater den buschigen Mund küßten, dann begrüßend an jeden einzelnen am Tische heransprangen und schließlich wie ein paar Akrobaten auf ihre Stühle kletterten. Ihnen folgte der Kandidat Freese, der an der Tür stehen blieb, dort den gesamten Anwesenden eine Verbeugung machte und sich in seiner Bescheidenheit erst näherte, als der Baron ihm freundlich zugenickt hatte.

„Morgen, lieber Herr Freese! Bitte nehmen Sie doch Platz! Nun, wie sieht's — sind die Jungen artig gewesen?"

„Ich habe nicht über sie klagen können, Herr Baron."

„Aber ich," sagte Benedikte. „Bernd hat gestern abend Nelly eine Fliege in die Milch geworfen."

„Oh — das machte doch nix," warf die kleine Engländerin errötend ein, und Bernd fuhr lebhaft auf: „O pfui, Papa — die Dikte petzt wieder! Es ist auch nicht wahr, daß ich das mit Absicht getan habe —"

„Doch ist es wahr," behauptete Benedikte; „du bist ein zu ungezogener Junge! Du wirst niemals Leutnant werden!"

„Papa, hör' zu — bitte Papa, erst hör' mal zu! Nämlich, ich wollte gern einen Brummer für meinen Laubfrosch haben, weil der immer unten auf der Leiter sitzen bleibt, auch bei schönem Wetter — und Herr Freese hatte gemeint, er hätte wohl Hunger — und da sah ich einen Brummer und wollte ihn fangen, und wie ich mit der Hand nach ihm schlug, da purzelte er ganz aus Versehen in Miß Nellys Milch. So war es, Dikte, und du lügst, wenn du sagst, ich hätte es mit Willen getan!"

„Streitet euch nicht," entschied der Papa. „Künftighin fange dir deine Brummer draußen im Freien, Bernd! Am besten wär's schon, du fingst die, die du im Kopfe hast!"

„Papachen," meldete sich Dietrich, noch mit vollen Backen, „ich habe eine Bitte an dich."

„Na und?"

„Können wir nach dem Unterricht mit Herrn Freese ein bißchen ausreiten?"

„Was — sind Sie auch Reitersmann, lieber Freese?" fragte Graf Teupen.

„Ach nein, Herr Graf, aber ich würde es ganz gern werden. Das Leben ist ja zum Lernen da. Und auch das Reiten kann man einmal brauchen."

„Richtig bemerkt," fiel Tübingen ein. „Laßt Herrn Freese meinen alten Guadalquivir satteln, Jungens; der tut keinem Menschen mehr etwas zu leide. Aber dann immer im Schritt, oder höchstens mal einen ganz sachten Kochäppeltrab!"

(Fortsetzung folgt.)

Neues aus

Natur- und Heilkunde.

Kriegsbier und Volksgesundheit.

Von Dr. W. Schweisheimer.

Zusammenstellungen und Veröffentlichungen über die Anzahl der alkoholischen Erkrankungen während des Krieges zeigen übereinstimmend einen beträchtlichen, von Jahr zu Jahr deutlicher werdenden Rückgang des Alkoholismus an. Sind auch die durch den Alkoholmißbrauch entstehenden Schädigungen auf gesundheitlichem Gebiete verschwindend gegenüber der unsäglichen Menge von Elend, die der Krieg in sozialhygienischer und bevölkerungspolitischer Hinsicht über Deutschland gebracht hat, so muß doch gerade unter den heutigen ungünstigen Verhältnissen jeder Ansatz und jede Möglichkeit zu hygienischer Besserung energisch aufgegriffen und festgehalten werden. Das Streben der Bevölkerungsfürsorge muß darauf gerichtet sein, das im Krieg eingetretene Abflauen des Alkoholismus womöglich als Dauerzustand in die Friedenszeit hinüber zu bewahren.

Die Ursachen der Abnahme des Alkoholismus im Kriege sind in verschiedenen Umständen begründet. Ein allgemeines Alkoholverbot, wie in Rußland, war in Deutschland nicht ergangen, und das Verbot allein hätte auch gar nicht ausgereicht, den gewollten Zweck zu erreichen. Was das fortwährende Sinken des Genusses alkoholischer Getränke und damit den Rückgang der Erkrankungen herbeiführte, war allein die Not. Von einer Kriegsernte zur anderen steigerte sich der Zwang, alle erfaßbaren Nahrungsmittel direkt der menschlichen Ernährung zugänglich zu machen und sie nicht dem verlustreichen Umweg der Genußmittelerzeugung zuzuführen. Beschlagnahme der Spirituosen von seiten der Heeresverwaltung — Einschränkung der Schnaps-, Most- und Biererzeugung, auch im Hausbrand, — exorbitante Verteuerung des wenigen verfügbaren Weines, — in diesen Worten liegen die Ursachen des Rückganges des Alkoholverbrauches enthalten.

Den wichtigsten Punkt, namentlich auch in Bayern, bildet die Einschränkung der Biererzeugung. Das Bierbrauergewerbe hatte von Kriegsbeginn an mit Rohstoffschwierigkeiten zu kämpfen, da der in großen Mengen eingeführte Grundstoff, die Gerste, zu mangeln anfing. Die einheimische Gerste mußte in jährlich steigendem Maße zur Streckung und Sicherung der allgemeinen Ernährung dienen; nur ein geringer Prozentsatz stand dem immerhin als „kriegswichtig" anerkannten Brauereibetrieb noch zur Verfügung. Die Biereinschränkung kam in zweierlei Form zum Ausdruck. Rationierung der den Wirten und Schankstellen überlassenen Biermengen, Einschränkung des Flaschenbierhandels, Beschränkung der Ausschankszeiten sind die sich aus dem Biermangel ergebenden Folgen. Wichtiger noch ist die zweite Form der Biereinschränkung, die sich in qualitativer Verschiedenheit von dem Friedensbier äußert. Der Gehalt des Kriegsbieres an Alkohol beträgt weniger als 1 Prozent, es ist also praktisch als alkoholfrei zu bezeichnen.

Hier ist nun der Punkt, wo eine dauernde Besserung der alkoholischen Verhältnisse und damit ein dauernder Gewinn für die Volksgesundheit auch in Zukunft möglich ist. In Bayern ebenso wie in vielen andern, sich immer weiter mehrenden Gegenden Deutschlands ist das Bier das hauptsächlichste und verbreitetste alkoholische Getränk. Der jahrhundertealten Gewohnheit des Biergenusses, dem Bedürfnis nach einem anderen, besser schmeckenden Getränk als Wasser muß man entgegenkommen, will man Erfolg sehen; Verbieten und Abraten allein wird niemals eine von Bestand bleibende Besserung erzielen.

Wenn man sich daher von einem völligen Bierverbot bei der Bekämpfung des Alkoholismus niemals etwas versprechen darf, so scheint es doch möglich, auf dem Wege der Beibehaltung des Kriegsbieres auch im Frieden, auch nach Ueberwindung aller Ernährungsschwierigkeiten, dem chronischen Alkoholmißbrauch erfolgreich entgegenzutreten. Das Kriegsbier, das bei entsprechender Vorbehandlung und Pflege (Lagerung, Kühlung) ein oft angenehm schmeckendes, durststillendes Getränk bildet, konnte nach anfänglichem Widerstreben im Krieg überall gut eingeführt werden. Auch grundsätzliche Abstinenten trinken es ohne Bedenken, eine Tatsache, die mit den Grundsätzen der Alkoholgegner durchaus in Einklang zu bringen ist. Das bisher „Kriegsbier", „Dünnbier" usw. genannte Getränk wäre in Zukunft dann als „Bier" schlechtweg zu bezeichnen. Neben dem praktisch alkoholfreien Bier könnte als „Starkbier" noch das friedensmäßige, 3 oder mehr Prozent Alkohol enthaltende Bier im Handel sein, namentlich auch zu Exportzwecken. Technisch wäre das gemäß der Herstellungsart des Kriegsbieres leicht durchführbar; das ursprünglich gebraute, alkoholreiche Bier kommt als „Starkbier", das verdünnte als „Bier" zum Ausschank. Das Starkbier wird wesentlich teurer sein, daher als Luxusgetränk gelten, das natürlich, wie andere Luxusgetränke auch, nicht selten zu Alkoholisierung führen wird. Aber die Hauptsache ist, daß das billigere „Bier" das Alltagsgetränk bildet und damit der chronischen Massenalkoholisierung Einhalt geboten wird.

Es kann der Einwand erhoben werden, die Leute würden nun einfach nicht das Bier, sondern das Starkbier als gewöhnliches Getränk begehren. Sie werden das aber so wenig tun, wie jetzt alle Leute Wein als Ersatz trinken, es wird ihnen zu teuer sein. Heute spielt ja allerdings bei allen Arten von Lebensmitteln der Preis auch bei den „unbemittelten" Klassen oft keine Rolle. Das wird sich im Lauf der nächsten Jahre wieder ändern. Das teurere Starkbier wird dann nicht oder zumindest nicht durchschnittlich und in Massen genossen werden können. Andererseits muß das Bier, das jetzige „Kriegsbier", billiger werden. Diese Forderung ist deshalb so berechtigt, weil dem dünnen, alkoholentbehrenden nährstoffarmen Kriegsbier gegenüber dem Bier der Vorkriegszeit wichtige Nährstoffe fehlen; das durch billigeren Preis des künftigen Bieres ersparte Geld muß daher gerechterweise den Verbrauchern für die Beschaffung von Nährwerten zur Verfügung bleiben, die sie ehedem im Bier zu sich genommen hatten.

Die Alkoholfrage, d. h. die Frage nach Beseitigung des gesundheitlich für Individuum und Volk gefährlichen Mißbrauchs der alkoholischen Getränke, ist unlösbar durch Verbieten und Anordnen allein. Das Wichtigste ist die Beschaffung eines geeigneten und tatsächlich gebrauchten Ersatzgetränkes. Mit Limonade, Mineralwässern und ähnlichen Getränken ist eine Verdrängung des Hauptalkoholgetränkes, des Bieres, nicht möglich, wie es sich trotz aller Bemühungen im Laufe der Jahre erwiesen hat. Mehr Erfolg scheint dagegen die Beibehaltung des alkoholschwachen, praktisch alkoholfreien Getränkes zu versprechen, das als „Kriegsbier" dem Zwange der Notwendigkeit sein Dasein verdankt, sich indes bereits überall rasch und zwanglos eingebürgert hat.

Aussichtsvoll scheint dieser Vorschlag auch deshalb zu sein, weil hier die Interessen der Alkoholmißbrauchsbekämpfung und des Alkoholgewerbes zum ersten Male bei einem Vorschlag zur Alkoholbekämpfung Hand in Hand gehen; denn es soll nicht wie bei den früher vorgeschlagenen Ersatzgetränken dem Alkoholgewerbe eine Konkurrenz geschaffen werden, sondern gerade seine Mitarbeit bildet den Kernpunkt der ganzen Frage. So ist es möglich, auf einen dauernden Erfolg zu hoffen.

• • •

Die Gesundheit der Kinder.

Sie wird ganz erheblich beeinflußt durch das Alter der Eltern.

Die Statistik, namentlich die medizinische, ist oft recht grausam, weil sie jeden Idealismus zerstört, den Menschen ganz unabhängig von seinen Gefühlen machen und ihn unter die Alleinherrschaft der Vernunft stellen will. Sie sagt in trockenen Zahlen z. B.: Wenn du willst, daß deine Kinder an Geist und Körper gesund und kräftig sein sollen, so daß sie den Fährlichkeiten des Lebens mit Erfolg Widerstand leisten können, dann darfst du nicht den willkürlichen Weisungen des schelmischen Amor verblendet Folge leisten, sondern mußt dir eine Lebensgefährtin wählen, welche nach Konstitution und Alter zu dir paßt. Namentlich über das Alter der Eltern in Bezug auf die Gesundheit der Kinder hat sich in den letzten Jahren das statistische Material ziemlich angehäuft. Darnach stammen die schwächsten Kinder im allgemeinen von den jüngsten Müttern ab, und die stärksten Kinder haben Väter von 30—40 Jahren. In Ehen, wo die Frauen etwas älter sind als die Männer, wird die Lebenskraft der Kinder nicht beeinflußt; ist der Vater bedeutend älter als die Mutter, so hat dies ungünstige Folgen für die Lebensdauer der Kinder. Am günstigsten gestaltet sich die Gesundheit der Kinder aus Ehen von Müttern zwischen 20 und 30 Jahren mit Vätern, die 10 Jahre älter sind; weniger günstig, wenn die Väter jünger, als die Mütter, oder aber 20 Jahre älter sind. Besonders auffallend ist die Verringerung der Lebensdauer bei Kindern aus Ehen von Männern, welche sehr junge Mütter, unter 20 Jahren, heiraten. Dies ist namentlich unter den Arbeiterklassen der Fall und trägt entschieden zur großen und frühen Sterblichkeit von deren Kindern bei.

Die Resultate dieser Altersstatistik fassen wir am besten in folgenden Sätzen zusammen: Mädchen sollen nicht heiraten, ehe sie 20 Jahre alt sind; Frauen (oder Mädchen) unter 30 Jahren tun gut, Heiraten mit Männern von über 50 Jahren zu vermeiden; Frauen, welche über den Anfang der 30er Jahre hinaus sind, sollen sich nicht mit Männern unter 30 Jahren verheiraten; alte Männer sollen nicht junge Frauen nehmen; Männer sollten nicht Mädchen unter 20 Jahren heiraten; Männer von 20—30 Jahren mögen ihr Herz nur solchen Frauen schenken, die den Anfang der 30er Jahre noch nicht überschritten haben; Männer im Alter von über 50 Jahren sollen nur solche Frauen wählen, welche über 30 Jahre alt sind.

Im allgemeinen stimmen ja diese Resultate der Statistik mit Brauch und Sitte überein, wenn auch Gott Amor gelegentlich durch einen besonders genialen Schelmenstreich alle Vernunft über den Haufen wirft. Aber nochmals hervorgehoben und betont sei namentlich die Tatsache, daß Kinder von Müttern unter 20 Jahren an Lebenskraft am ungünstigsten unter allen Menschenkindern dastehen.

• • •

Mißbildungen des jugendlichen Körpers.

Es würde zu weit führen, alle Ursachen aufzuzählen, welche Mißbildungen bei unseren Kindern zur Folge haben können, aber auf einige sei im Interesse unserer Kleinen hingewiesen.

Hierhin gehören die vorgeneigte Kopfhaltung, das beständige Herunterblicken auf den Boden, das Vorneigen des Oberkörpers beim Arbeiten, namentlich von Mädchen bei Handarbeiten, sodann das einseitige Tragen der Schulbücher, das weite Hinaufschieben des ganzen Armes und der Schulter beim Aufzeigen in der Schule. Ebenso wie ein stundenlanges geistiges Angespanntsein für das Gehirn nachteilige Folgen hat, so wirkt auch ein zu langes aufrechtes Sitzen mit strammer Haltung oder auch krummes Sitzen verderblich auf den Organismus des zarten Körpers ein.

Am meisten wird aber das Schiefwerden durch unrichtiges Sitzen beim Schreiben begünstigt. Von vielen Kindern wird das Heft zu weit rechts gelegt; dadurch sind sie gezwungen, den Kopf, die Schultern und den Arm nach rechts zu schieben, die linke Schulter zu heben und die rechte zu senken.

Oder die linke Hand wird auf den Tisch, namentlich wenn letzterer zu hoch ist, gelegt; der Arm hängt herunter, während die linke Seite des Körpers zusammensinkt. Das Kreuzen der Beine ist streng zu tadeln. Es entstehen dadurch Mißbildungen des Schienenbeines, die später sich nicht wieder gut machen lassen.

Am gefährlichsten ist das Schreiben an zu hohen Tischen, worauf die Eltern ganz besonders zu achten haben.

Von unschätzbarem Werte aber ist das Laufen, Hüpfen und Spielen, auch in den Pausen zwischen den Schulstunden und besonders das Turnen, welches immer noch nicht genügend beachtet wird; denn nur durch Turnen können etwaige Schäden eines nachteiligen Sitzens wieder aufgehoben und ausgeglichen werden.

• • •

Vom Aderlaß.

Der Aderlaß, der früher in der Heilkunde eine bedeutende Rolle spielte, ist ziemlich in den Hintergrund getreten. Jetzt scheint er wieder zur Anwendung zu kommen. Der Nutzen bei gewissen Erkrankungen darf durchaus nicht unterschätzt werden. Seine, sowohl mechanische als auch physiologisch - chemische Veränderungen hervorrufende Wirkung auf den Körper bewährt sich zunächst bei Vergiftungen des Blutes, das durch Aderlaß entgiftet und zugleich auch verdünnt wird, so daß alsbald eine heilsame Anregung des Stoffwechsels eintritt. Bei allen Vergiftungen des Blutes durch Kohlenoxyd- und dioxyd, Chlor, Leuchtgas, Schwefelwasserstoff u. dgl. m., wie auch bei solchen Vergiftungen, die als Folgeerscheinungen gewisser innerer Krankheiten in Form schwerer Krämpfe auftreten und in jenen Fällen, in denen sich im Stoffwechsel Gifte bilden, wirkt der Aderlaß überaus heilkräftig. Weiterhin haben sich Aderlässe sehr bewährt bei Einatmung von giftigen Gasen, durch die besonders der Blutkreislauf aufs schwerste bedroht wird. In schweren Fällen derartiger Vergiftungen können sogar mehrere Aderlässe vorgenommen werden und zwar in einer Menge bis zu 700 Kubikzentimeter.

Der Vorteil des Aderlasses für den kranken Körper besteht neben der bereits erwähnten Entgiftung des Blutes auch darin, daß für das während solcher Erkrankungen häufig sehr schwer arbeitende Herz durch die örtliche Blutentziehung eine wesentliche Erleichterung erzielt wird, da gleichzeitig auch das Blut, indem es nunmehr reichlich Gewebsflüssigkeit aufnimmt, dünner u. leichtflüssiger wird. Hierdurch wird natürlich auch der gesamte Stoffwechsel neu belebt und damit die Genesung beschleunigt. Was die übrigen Krankheiten betrifft, bei denen sich die Anwendung von Aderlässen empfiehlt, so handelt es sich hauptsächlich um solche Leiden, die auf Stauungen im Blutkreislauf beruhen, so z. B. bei Menschen, die am Ertrinken waren.

Den Geschmack des Herrn kann man oft schon genug an der Zigarre seines Dieners riechen.

Allerlei für's Haus.

Gesichtspflege.

Nicht selten wird das Gesicht, insbesondere die Schläfen, die Augen, Wangen, Nase und die Umgegend der Lippen durch kleine, weißliche Auswüchse vom Umfang eines Grieskorns bis zu der eines Stecknadelkopfes, die oft in großer Menge erscheinen, verunstaltet. Treten dieselben auf einem Augenlid auf, so nennt man sie „Hirsekorn".

Die kleinen Geschwülstchen entstehen durch Verstopfung von Talgdrüsen. Man beobachtet den Hautgries vorzugsweise bei schwächlichen Mädchen, besonders im Alter der zwanziger Jahre. Das beste Mittel zur Beseitigung dieses Schönheitsfehlers ist ein scharfes Rasiermesser, die kundige Hand einer Friseuse vollbringt die kleine Operation sicher und radikal. Man kann auch die kleinen Schmeerbeutelchen mit dem gutgespitzten Ende einer Stecknadel aufstechen und den talgartigen Inhalt ausdrücken.

Desgleichen ist es von Nutzen, wenn man abends Läppchen, die mit grüner Seife bestrichen sind, auf die Stellen aufträgt.

Endlich kann man auch Waschungen von Boraxlösung (Borax 10 Gramm, Benzoetinktur 5 Gramm, Rosenwasser 180 Gramm) anwenden. Alle diese Verfahren führen zum Ziele zwar sicher, aber viel langsamer als das Rasiermesser, verlangen somit viel Geduld und Ausdauer.

Gegen die übergroße Fettproduktion der Talgdrüsen wäscht man sich vor dem Schlafengehen mit heißem Wasser und stark schäumender Seife und bestreicht es nach dem Abtrocknen mit folgender Tinktur: Essigsäure 6 Gramm, Kampferspiritus 6 Gramm, Benzoetinktur 6 Gramm, Weingeist 6 Gramm. Morgens wird dann das Gesicht nur mit gutem Alkohol abgewaschen.

Zur Beseitigung unliebsamer Härchen an Stellen, wo man sie nicht haben will, ist man entweder auf die Schere oder auf eines der chemischen Enthaarungsmittel angewiesen. Das Ausziehen der Haare kann z. B. umgangen werden, wenn auf die betreffenden Stellen wöchentlich dreimal eine auf Leinwand aufgestrichene Paste aus 5 Teilen Resorcin, 25 Teilen Paraffinsalbe und je 12 Teilen Zinkoxyd und Reismehl aufgelegt wird. Schon nach kurzer Zeit stoßen sich mit der kranken Oberhaut auch die erkrankten Haare ab.

Ein gutes Enthaarungsmittel soll folgende Mischung sein: 1 Unze Barium-Sulphid mit 5 Unzen Stärkemehl und 5 Unzen Zinkoxyd. Die Mischung wird mit Wasser zur Paste angerührt und an behaarte Stellen aufgetragen. Nach etwa zehn Minuten langem Liegen wird die Paste mit einer Hornspatel entfernt.

Mittel gegen gelbe oder braune Flecken im Gesicht, oder am Halse: 1.) Aus Boraxseife macht man etwas Schaum, trägt diesen am Abend auf und läßt ihn über Nacht liegen. 2.) 8 Teile gereinigten Schwefel, 10 T. Borax, 20 T. Glyzerin und 180 T. Rosenwasser wird gemischt, abends gut umgeschüttelt, auf die Stellen aufgetragen. 3.) Elastisches Collodium, welches 10 Prozent Salicylsäure enthält; damit die Stellen bepinseln. Nach einigen Tagen wird sich die Haut abschälen, worauf man zur Heilung etwas Lanolin-Creme auftreicht. Sind nach erfolgter Heilung die Flecken noch nicht ganz fort, so muß nach einer Woche das Verfahren wiederholt werden. Ein von Natur stark brauner Hals rührt häufig von großer Trockenheit der Haut her. Man reibe den Hals einen Abend mit einem guten Coldcream ein, den anderen Abend befeuchte man ihn reichlich mit einer konzentrierten Boraxlösung (15 Gramm Borax, 120 Gr. kochendes Wasser).

Wasserdichtes Schuhwerk. Für größere Fußtouren ist es ratsam, die Schuhe so vorzubereiten, daß sie die Nässe nicht hindurchlassen. Man kann dies leicht selbst machen, indem man Talg, Schmalz und Wachs zu gleichen Teilen schmelzen läßt und etwas Terpentinöl darunter mischt. Auch Paraffin eignet sich dazu, das in 10 Teilen Benzin aufgelöst wird. Man erwärme den Schuh zunächst und streicht die fettige Masse mit einer alten Bürste darauf, wobei man besonders alle Nähte und den Absatz der Sohle zu berücksichtigen hat. Der Schuh muß dann noch nachtrocknen, wozu man ihn am besten über einen gut passenden Leisten zieht oder mit Holzwolle ausstopft. Nach dem Trocknen wird er nochmals eingefettet. Kröbere Schuhe kann man besonders am Sohlenrande noch mit dünner Schmierseife bestreichen, die ebenfalls das Eindringen von Wasser in den Schuh verhindert. Das Verfahren hat noch den Vorteil, daß das Leder auch nach dem Naßwerden geschmeidig bleibt und der Schuh infolge dessen seinen guten Sitz nicht verliert.